Daniel Kehlmann: "Afrika"

Am Tisch der Kolonialherren

Von Hans von Trotha

Deutschlandfunk Kultur, Studio 9, 06.11.2026

Die Kolonialmächte verhandeln über Afrika, ein österreichischer Diplomat sitzt daneben. Daniel Kehlmann macht die Berliner Konferenz zur Komödie. Sein Buch zeigt, wie nah bürokratische Absurdität und moralischer Abgrund beieinanderliegen.

Komödie ist immer das Schwierigste. Erst recht, wenn es um historische Verbrechen geht, um Schuld und Verantwortung. Daniel Kehlmann hat eine Komödie über die Berliner Konferenz geschrieben. In Deutschland ist dieses Ereignis nicht allzu präsent, in Ländern, die unter europäischem Kolonialismus zu leiden hatten, umso mehr. 1884 lud Bismarck alle Kolonialmächte nach Berlin, um verbindliche Regeln zu verhandeln – nicht etwa im Umgang mit kolonialisierten Völkern, sondern in Handelsfragen und bei Grenzstreitigkeiten untereinander.

Kehlmanns "Afrika" ist eine postkoloniale Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit. Zwei Dinge unterscheiden ihn fundamental von anderen, älteren Romanen zum Thema: Zum einen hat sich in den vergangenen Jahren im öffentlichen Bewusstsein viel verändert, zum anderen ist der Autor Österreicher. Österreich nimmt zwar teil an der Konferenz, allerdings als Außenseiter: "Wir sitzen nur dabei, weil es blöd aussähe, wenn wir nicht dabeisitzen."

Daniel Kehlmann

Afrika

Rowohlt Verlag, Hamburg

256 Seiten

24 Euro

Mit Österreich am Katzentisch

Das ist Kehlmanns Perspektive: ein Österreicher in Berlin. Damit spielt er, sei es in Straßenszenen oder beim Brandenburger-Tor-Bashing ("ein klobiges Monument"). Die Perspektive erlaubt eine ironische Distanz, die bisweilen an Gesellschaftskomödien der Zeit erinnert, in der der Roman spielt. Fragen nach Schuld und Verantwortung verlagert Kehlmann, der hohen Schule der Komödie folgend, in Pointen, vor allem in die Schlusspointe. Und, so viel sei verraten, das gelingt.

Historische Fakten vermitteln sich spielerisch. Diplomatie erscheint als kafkaeskes Tollhaus: "Die österreichische Bürokratie war unendlich kompliziert, sie war verschlungen wie ein indisches Epos, wuchernd wie ein Urwald war sie." Der Botschafter muss Klavier üben. Deswegen schickt er seinen Legationsrat zur Konferenz, der eigentlich ganz andere Probleme hat. Aber was soll er machen?

Der Roman verwendet Material, das der Regisseur Volker Schlöndorff ursprünglich wohl für ein Filmprojekt gesammelt hat. Ins Literarische transformierter filmischer Mittel bedient sich auch Daniel Kehlmann. Er erzählt in Bildern: Blutregen auf weißer Schneelandschaft, sich drehende Paare auf dem Hofball, nächtliche Feuer beleuchtete Bettler, mit der Kutsche durch Berlin, als sei es eine Kamerafahrt.

Pointen am Abgrund

Und natürlich Dialoge! Die sind zum Teil wirklich lustig. Kehlmann mag es – und vermag es, –, sie ins Absurde zu drehen, sei es in Szenen einer Ehe oder bei Gesprächen unter Diplomaten. Dabei begegnen sich Literatur und Lüge, besonders wenn sich in den Netzen, die die Lüge spinnt, unvermittelt Wahrheit verfängt. Gängige Klischees werden parodiert – von der Bemerkung "Dort wohnt eh niemand, also was soll's!" bis hin zur Frage an einen Schwarzen im preußischen Dienst, ob er denn "kein Afrikanisch" spreche. Einen historischen Fall von Blackfacing gibt es auch.

Am Ende will Bismarck, der erst gezögert hat, "doch lieber auch eine Kolonie". Und Legationsrat Strinetzky, der ausgewiesene Antiheld der Komödie "Afrika", träumt sich am Rande des Abgrunds "an einen Ort, wo es wärmer war und das Dasein weniger wog". Und er tut "etwas Ungewohntes": Er überlegt. Der Ausbruch aus Routinen mündet in literarische Visionen. "Für einen angenehmen Augenblick kam er sich ganz und gar unwirklich vor und wie die Erfindung eines anderen." – "So geschah es nämlich immer. In allen Erzählungen, allen Romanen." Eben.